

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Knupfer, Max: Der Sandbauer

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Der Sandbauer.

Novelle von
Max Knupfer.

in Maientag voll Sonnenschein und Blütenduft lag über dem Bodensee. Soweit man die sanft ansteigenden Ufer überschauen konnte, war ein einziges Grün und Blüten rings um den blauen schimmernden Spiegel des Sees.

Ueber die glänzende glatte Fläche des Wassers glitt ein Kahn. Der bewegte sich von der lieblichen Insel Mainau her über den schmalen, weit in das Land bis zum Hegau hineingestreckten Arm des Ueberlinger Sees und näherte sich, von starken Ruder schlägen getrieben, dem nördlichen Ufer, wo von den sonnigen Halben herab die grünbelaubten Rebhänge die Vorüberfahrenden grüßen.

Hart am Ufer des Sees stand, fast von dem Blüten Schnee der Obstbäume verdeckt, ein altes Bauernhaus. Nur wenig von dem roten Ziegeldach und dem rostbraunen Gebälk des Fachwerks schimmerte durch das Weiß und Grün der von der Natur geschaffenen lebendigen Mauer von blühenden Bäumen und Hecken.

Auf dieses Haus zu steuerte der Kahn, gerudert von den kräftigen Armen eines Mannes, der hembärmelig und barhäuptig einem jungen Weibe gegenüber saß. Dieses Weib hatte das Antlitz gegen das näher und näher kommende Ufer gerichtet. Gespannt ruhte ihr Blick auf dem schmalen Streifen des roten Ziegeldaches. Sie konnte den Blick nicht von diesem Ziegeldach wenden, das ihr zukünftiges Heim so freundlich bedeckte. Träumend ruhten die hellen braunen Augen des Weibes auf dem duftenden Blütenwald, der dieses Dach umgab, das bald ihr Dach sein und ihr stilles Glück bedecken sollte, wie sie zuversichtlich hoffte.

Als der Kahn, von einem letzten kräftigen Ruderschlag getrieben, knirschend auf den Uferstrand stieß, fuhr das Weib aus seligem Träumen empor und griff nach der Hand des Mannes, die sich ihr stützend entgegenstreckte.

So geleitete Johannes Rutishausner sein zukünftiges Weib, die Annemarie, aus dem schwanken Kahn und führte es auf festes Land, das sein Grund und Boden war mit Haus und Hof und Wiesen und Feld.

Sie stiegen selbänder über aufeinandergeschichtete Steinblöcke das Ufer hinauf und gingen einen ausgetretenen schmalen Fußpfad weiter, Johannes Rutishausner voraus und das Mädchen hart hinter ihm. Wenige Schritte nur und sie standen vor der Hintertüre des Hauses, das Johannes Rutishausner vor

Jahresfrist als einziger Sohn von seinem Vater mit einem Haufen Schulden geerbt hatte.

Es war kein Palast, vor dem die beiden jungen Leute nun standen; nicht einmal ein rechtchaffenes Bauernhaus war es. Aber freundlich blickte es mit seinem roten Gebälk auf die angehenden Eheleute herab, als ob es grüßend zu ihnen sagen wollte: „Kommt nur herein! Es ist Platz genug in mir für zwei, um glücklich zu sein, wenn es am guten Willen nicht fehlt!“

Johannes Rutishausner steckte den rostigen Schlüssel ins Schloß und öffnete seiner Braut die Heimat seiner Eltern, darin sie nun als Herrin schalten und walten sollte, wie einst des Bräutigams Mutter, die alte Sophie Rutishausner, das hütelige, geizige Weiblein, regiert und gewaltet hatte.

Er führte sie in die große Wohnstube hinauf, wo der mächtige Eichentisch in der Ecke stand und die Bänke sich breit an den Wänden entlang zogen.

Es war kein Mensch in der Stube. Seit der alte Rutishausner gestorben war, bewohnte sein Sohn, der Johannes, allein Haus und Hof. Allein ging er ins Bett und allein stand er auf, allein ging er ins Feld und allein wieder heim. Einsam schürfte er in seiner Kiesgrube nach Sand, den er in spärlicher Menge an einen Maurermeister im Dorf lieferte für wenig Geld.

Als Annemarie mit ihrem Bräutigam in diese Stube trat, war es ihr, als ob diese Einsamkeit, die bisher in ihrem zukünftigen Heim gewohnt hatte, ihr drohend entgegenschrante. Sie fühlte einen kalten, moderigen Hauch aus der Stube ihr entgegenwehen, und mit vier raschen Schritten war sie an den Fenstern, die sie weit öffnete, daß die warmen Sonnenstrahlen durch das Laubwerk des hohen Birnbaumes am Haus auf die unjauberen Dielen des Stubenbodens fielen. Alle vier Fenster der großen Stube öffnete sie so, und als die warme, von Blütenduft geschwängerte Frühlingsluft den moderigen Raum durchlutete, atmete sie leicht auf und beugte sich zu einem der Fenster hinaus, das nach dem See ging. Wie er silbern herüberschimmerte! Annemarie reckte die starken Arme und freute sich des lieblichen Anblicks in der frohen Hoffnung, dieses schöne Bild Tag für Tag zu genießen als Herrin in dem schön zu gestaltenden Heim. Ganz winzig sah sie das Haus ihrer Eltern über den See herüberglänzen. Sie sah den Kirchturm ihres Heimatdorfes und sah das Dach, das ihrer Eltern Dach sein mußte, unter dem sie eine so glückliche Jugend verlebt hatte.

Mit verwunderten Blicken hatte Johannes Rutishausner das Gebaren seiner Braut verfolgt, und als sie sich nur mit lachenden Augen zu ihm wandte, da stand er immer noch wie angewurzelt mitten in der Stube, als ob er es nicht begreifen könnte, daß die Fenster dazu da seien, um Licht und Luft hereinzulassen. So sagte er denn in nicht gerade zärtlichem Ton: „Dir scheint es noch nicht recht zu gefallen bei mir, Annemarie, daß du nichts Gütigeres zu tun weißt, als die Fenster aufzureißen und über den See hinüberzuschauen, von wo du gekommen bist.“



Aus Annemaries hellen Augen schwand das lustige Lachen. Sie schaute ihn groß an und schwieg. Dieses Schwoigen machte den großen rauhen Mann stutzig. Er hatte eine feste Antwort erwartet, wie seine Mutter sie oft dem Vater zu geben wußte, wenn der alte Rutishausen nicht redete, wie es dem groben, schaffigen Weibe gefiel. So eine Widerrede hatte Johannes erwartet, und nun dieses Schweigen. Das war etwas Unfaßbares für ihn, etwas Fremdes, das, seit er denken konnte, noch nie in diesem Hause gewesen war. Es war ein peinlicher Augenblick, wie er so ratlos den fragenden, vielsagenden Augen des Weibes gegenüberstand, das bald, gar bald sein Weib sein sollte. Er machte eine verlegene Be-



„Dir scheint es noch nicht recht zu gefallen.“

wegung nach der noch offen stehenden Stubentüre und jagte, dem Blick ihrer Augen ausweichend: „Komm, Annemarie, wieder nach unten, ich will dir die Ställe zeigen und die Scheuer, und dann wollen wir über die Felder gehen.“

Langsam schloß Annemarie die vier Fenster wieder, eins nach dem andern, und aus jedem schickte sie einen kurzen Blick in das blühende Land hinaus. Dann folgte sie ihrem Bräutigam die Treppe hinauf in den Stall, wo die vier Kühe und das alte Pferd, das Fuchselein, standen, mit dem Johannes seinen Sand ins Dorf führte. Er zeigte ihr in der Scheuer den noch reichlichen Vorrat an Heu und Stroh und sagte dabei: „Es hat kein Bauer im Dorf mehr so viel wie ich. Ich habe aber auch die schönsten Wiesen ringsherum ums Haus und am See entlang. Wenn du auch keinen Baron heiratest, Annemarie, aber betteln gehen braucht Johannes Rutishausen's Weib noch lange nicht.“

Als er dies sagte, schaute sie mit Vertrauen zu dem großen Manne auf und sagte mit ihrem glück-

lichten Lächeln, das sich wieder in ihre freundlichen Augen zurückgefunden hatte: „Das glaube ich dir gern, Johannes, aber dazu bin ich ja auch nicht über den See gekommen. Doch, wenn es sein müßte, dir zulieb — ich glaube, ich könnte alles erdulden. Du weißt ja, warum ich dir hierher gefolgt bin. Ich habe es dir ja gesagt.“

Da umarmte der rauhe Mann das sanfte Weib und küßte es innig: „Ich denke, wir verstehen uns schon, Annemarie; weißt, ich bin halt ein bißchen wild in die Höh' gewachsen. Mein Vater — nun, du hast ihn ja gekannt, wir wollen nicht von ihm reden. Und die Mutter, sie ist ein Weib gewesen — so ganz, ganz anders, als du bist. Sie war ja schaffig und — ich will nichts Unrechtes von ihr reden — aber schau, ich hab' sie nicht lieb haben können. Ich muß von dir als Weib viel, viel lernen und du mußt Rücksicht mit mir haben. Es ist mir noch ein recht ungewohnts Ding, von jemand geliebt zu werden. Aber ich glaub', es wird gehen. Du bist ja so lieb, du Gute!“

Und wieder küßte der ungelente Mann die zarte, weichherzige Annemarie auf den zuckenden Mund, und das junge blühende Weib hing sich inbrünstig an den großen Mann und offenbarte ihm zum erstenmal in seinem Leben das süße große Gefühl, von einem Menschen geliebt zu werden.

So standen sie eine gute Weile aller Seligkeiten voll in der dämmerigen Scheuer, wo der Geruch des dürrn Heues vom Dachstock herunterströmend sich mischte mit dem betäubenden Strom des von außen sich ergießenden Blütenduftes. Das war für Johannes der erste Augenblick im Leben, in dem er sich ganz als Mensch und ganz als Mensch glücklich fühlte. Das war noch nie gewesen in diesem stillen, einsamen Haus am See, so lange Vater und Mutter lebten, nicht, und seit sie nicht mehr waren und Johannes allein hier hauste, auch nicht. Und doch ging er schon ins fünfunddreißigste Jahr und war bald kein Junger mehr.

Aus der Scheune führte Johannes sein künftiges Weib über eigene Wiesen und Felder das ansteigende Seeufer hinauf, immer unter blühenden Bäumen gehend, dahin, wo seine Gedanken am meisten wollten: zu seiner Kiesgrube. Oben am Berghang, wo seine Felder aufhörten, hatte er ein breites, tiefes Loch in die weiche, lockere Erde gewühlt. Hier gewann er den Sand, aus dem er flüssiges Geld machte. Hier war der Ort, auf den er seine rosigsten Zukunftspläne gebaut hatte, seit er im Besitze des elterlichen Anwesens war. Da lehnte auf einem Flock das Drahtsieb, durch welches er die lockere Erdmasse schüttete, daß der feine Sand sich säuberte von dem größeren Kieselgestein.

Johannes Rutishausen fuhr mit der schwierigen Hand in den unter dem Drahtsieb aufgeschichteten Sandhaufen und zeigte seiner Braut eine Handvoll von dem ihm so kostbaren Erdreich. „Schau, Annemarie,“ sagte er bedeutungsvoll, „das bißchen Sand, wie fein und weich es ist. Von diesem ist das ganze

Feld voll, soweit der Acker sich erstreckt. Für jede Fuhrre zahlt mir der Maurermeister im Dorf vier Mark samt Fuhrlohn, und so lange ich allein arbeitete, brachte ich es im Tag auf drei Fuhren. Das machte zwölf Mark im Tag. Wenn wir zu zweien sind, hoffe ich vom Morgen bis zum Abend fünfmal fahren zu können. Das macht zwanzig Mark im Tag und in der Woche einhundertundzwanzig Mark. Kein Bauer im Dorf verdient so viel bares Geld. Wenn wir immer Abnehmer finden, ist Haus und Hof in zehn Jahren schuldenfrei, und wir sind gemachte Leut'. Siehst du, darum verleg' ich mich so auf die Sandgrube. Und ein gemachter Mann will ich werden — jawohl, und was gelten im Dorf und auch was zu sagen haben in der Gemeind'. Eher ruh' ich nicht. Und dazu mußt du mir helfen, Annemarie, allein vermag ich es nicht. Zwei können mehr als eines."

Langsam ließ er den feinen Sand wieder aus der Hand gleiten. Der rieselte im Sonnenlicht wie flüssiges Gold zur Erde nieder.

Aufmerksam hatte Annemarie ihm zugehört, und als er mit seinem verheißungsvollen Zukunftsplan zu Ende war, sagte sie, vertrauensvoll zu ihm aufblickend: „An mir soll es nicht fehlen, Johannes. Du sollst an mir ein rechtes Weib haben. Ich will tun, was in meinen Kräften steht. Dazu bin ich über den See gekommen, um dein Weib zu werden. Das wird ja alles, denk' ich mir, so leicht gehen. Es muß ja leicht gehen, wenn man sich liebt und eins am andern seine Freude hat. Was dich freut, das freut auch mich. Ich will alles tun, mir das Deine zu eigen zu machen, und will so sein, wie du es wünschst, wenn du nur mein guter lieber Mann bist. Und das willst du ja sein, du hast es mir ja versprochen. Ich bau' auf dich, Johannes, ich bau' auf dich mein ganzes zukünftiges Leben.“

Und wieder sah ihn das Weib mit seinen sanften, heiter lachenden Augen an, wie vorher drunten im Haus. Und fast hätte sich Johannes nicht mehr halten können, seinen Arm auszustrecken nach diesem Weib, das ihm so unendlich viel Vertrauen entgegenbrachte. Aber er fühlte, daß sie auf freiem Felde stünden, weithin sichtbar, und er wollte es nicht, daß ihn einer zärtlich sehen sollte, ihn, den stolzen, einsamen Johannes Rutishausler, der noch nie in seinem Leben mit einem Mädchen geschertzt, nie in seinem Leben ein Weib geküßt hatte.

An diesem schönen Frühlingstag sahen die Leute im Dorfe den wortkargen, sonst so einsamen Johannes zum erstenmal mit einem Mädchel ins Wirtshaus gehen. Da raunten sich die Leute zu: „Da schaut her, jetzt hat der Johannes eine Hochzeitlerin. Er ist immer so ein Besonderer gewesen. Nun hat er sich auch eine Besondere ausgewählt, keine aus dem Dorf, sondern eine Fremde. Es soll ihr gut gehen in dem alten Haus am See. Zu lachen hat sie nichts.“ So die Leute im Dorf.

Als an diesem schönen Maienitag die Dämmerung sich über den Bodensee breitete, und in dem seichten,

schilfdurchwachsenen Ufer des Sees die Frösche quakten, ruderte Johannes Rutishausler seine Braut zurück über das stille Wasser.

Am Dienstag derselben Woche fuhr ein großes breitbauchiges Lastschiff bei Johannes Rutishauslers Hof ans Ufer. Vier Männer entstiegen dem Schiff und machten sich daran, Annemaries Aussteuer ans Land zu schaffen. Annemarie selber war mit hinübergefahren und ordnete jedes Ding und gab ihm seinen Platz im Haus. Und als die vier Männer das breitbauchige Schiff seiner Ladung entledigt hatten und Annemarie zum letztenmal Abschied von ihrem Bräutigam nahm, um die letzte Nacht im Hause von Vater und Mutter zu verleben, da war Johannes Rutishauslers stilles, einjames Haus wohl versorgt mit allem, was ein reichschaffener Haushalt erfordert. Glücklich vor sich hinstummend, durchschritt er alle Räume und freute sich der wohligen Behaglichkeit, die ihm aus den früher so kahlen, jetzt so wohllichen Räumen freundlich entgegenlachte.

Am andern Tag feierten sie drüben überm See im Heimatdorf der Braut die Hochzeit. Spät in der lauen, sternenhellen Frühlingsnacht fuhr Johannes Rutishausler sein junges Weib nach seinem neuen Heim. Junge Burtschen mit den Brautgespielfinnen gaben ihnen in drei andern Kähnen das Geleit bis nah ans Ufer. Vom Wasser aus sangen sie den jungen Hochzeitsleuten noch ein Lied, dann war das junge Paar allein mit seinem Glück, das groß und mächtig über das einst so freudenleere Haus kam.

Johannes Rutishausler war glücklich. Noch glücklicher aber war sein junges Weib, wenn es als Herrin die wohlbestellten Räume des Hauses durchschritt und jedes Ding so beschaffen und so an seinen Platz gestellt sah, wie nur ein ordnungsliebendes Weib es wünschen kann.

Die Sommermonate brachten viel Arbeit ins Haus. Johannes seufzte wohl hin und wieder, wenn er abends mit zerschlagenen Gliedern zur späten Ruhe ging und beim ersten Hahnenschrei den Weg wieder in die Sandgrube nahm. Aber Annemarie wußte immer ein freundliches Wort zu all seinem Tun, und wo er ging und stand, da war sie an seiner Seite. Sie folgte ihm, sobald in Haus und Stall alles versorgt war, in die Kiesgrube und tat dort die schwere Arbeit wie ein Mann. Mit kräftigen Armen warf sie wetteifernd mit Johannes den schweren Sand durch das Drahtsieb, und wie ein Knecht schwang sie die Hacke in das weiche Erdreich.

Die Leute im Dorf sagten: „Der junge Rutishausler scheint das rechte Weib gefunden zu haben. Die schindet ja fast noch mehr als er selber. Ein Glück, daß sie es kann. Wenn sie es nicht könnt', wär' es nicht gut für sie; denn der Johannes ist ein Schinder gewesen, seit er lebt, und eine, die nicht mit ihm machen könnt', hätt' wohl nichts Gutes bei ihm.“

So sagten die Leute im Dorf. Annemarie aber empfand von alledem nichts. Ihr war Johannes

kein Schinder, sondern ein fleißiger Mann, dem sie helfen mußte, das zu erreichen, wonach er strebte, und das auch ihr Streben war: Haus und Hof schuldenfrei zu machen.

Auf ihrer Arbeit ruhte der Segen der Zufriedenheit, denn ihr Fleiß war von Erfolg. Den ganzen Sommer hindurch hatten sie Abnehmer für den Sand. Der Maurermeister im Dorf war schon lange nicht mehr ihr einziger Käufer. Aus den umliegenden Dörfern kamen die Bauern gefahren, um Sand bei Johannes Nutishauer zu holen. Seine Grube lieferte den besten Bau sand weit und breit. Man wußte es bald in allen Dörfern am See.

Als der erste Schnee kam und dem Arbeiten in der Sandgrube Einhalt gebot, sagte Johannes vergnügt: „Noch sieben solche Sommer und wir sind gemachte Leut', Annemarie, und brauchen an Martini nicht mehr in die Stadt auf die Sparkasse zu gehen, um die vielen Zinsen zu zahlen für die Schulden, die mein Vater gemacht hat.“

„Und wenn's auch noch ein Duzend Sommer wären, Johannes, bis wir das erreicht haben; wenn wir nur gesund bleiben und so zufrieden wie heut die Tage verleben. Und wenn nur unsere Kinder die Hoffnungen erfüllen, die wir jetzt schon im geheimen auf sie setzen, die noch gar nicht sind. Je näher meine Stunde kommt, desto öfters denk' ich dran. Dann erfüllt mich ein großes inneres Glück, und ich freue mich doppelt, daß ich dein Weib bin.“

Als der Schnee wieder schmolz und das Wasser im See höher und höher stieg, war für Annemarie die schwere Stunde gekommen. Am selben Tag, da Johannes zum erstenmal wieder in die Sandgrube ging und zu scharren anfing, mußte er bei einbrechender Nacht, die regnerisch und stürmisch über den See gefaucht kam, ins Dorf zur Wehfrau laufen.

Wie doch sein Herz hämmerte auf diesem Weg, den zu gehen er sich wochen- und monatelang schon ausgemalt hatte, wenn er an stillen Wintertagen in seinem Holzschopf für den kommenden Sommer das Handwerkszeug für die Sandgrube richtete! Zu jeder Stunde des Tages hatte er sich schon in Gedanken auf diesem Wege gesehen. Und wie er nun in der stürmischen Nacht dahineilte, in einen alten blauen Schäfermantel gehüllt, kehrten all diese Gedanken in seiner Seele wieder und ließen ihn das Glück jener vielen stillen Stunden auf einmal mit ganzer Heftigkeit empfinden.

Der Sturmwind kam ihm stracks entgegengesogen und hemmte seinen Schritt. Klatschend peitschte er ihm den kalten, mit Schnee durchmischten Regen ins weiterharte Gesicht und fuhr mit starken Stößen in die Falten des Mantels, daß der starke Mann seine Not hatte, auf dem durchweichten Feldweg vorwärtszukommen. Aber er fühlte das alles nicht. Nur schnell, möglichst schnell ins Dorf wollte er kommen und wieder zurück zu dem stillen sanften Weib, das ihm ein so großes Glück bereitetete.

In dieser sturmdurchstößten Winternacht, als der See am wildesten tobte und die weißen Wellen am

lautesten gegen das Ufer donnerten, schenkte Annemarie dem Johannes das kleine Wesen, auf das er mit Hangen und Bangen gewartet hatte und sein Weib mit ihm.

Es war ein feines zartes Kindchen, dem sie den Namen Margretle gaben. Der Bürgermeister und der Pfarrer schrieben zwar in ihr dickes Buch den Namen Margareta Nutishauer. Aber für Annemarie und Johannes war und blieb es das Margretle, so groß es wurde und so lang es lebte.

Als die gute Jahreszeit kam und die Bautätigkeit begann, mußte Johannes für die Sandgrube einen Knecht dinge. Das paßte ihm zwar nicht recht. Denn dieser Knecht wollte jeden Samstag abend seine sechs Mark und jeden Mittag sein warmes Essen mit einem Stück Schweinesfleisch, das nicht klein sein durfte, ganz zu schweigen von dem Liter Obstmost und dem Besperbrot zwischen den Hauptmahlzeiten. Aber es mußte sein. Denn auf Annemarie konnte er nicht mehr rechnen, so lange das Margretle so klein war und Stunde für Stunde einer Pflege bedurfte. Zwar kam sie manche Stunde des Tages mit dem Kind im Wägelchen nach der Sandgrube gefahren und half dem Johannes Sand schaufeln wie im Jahr vorher. Doch das Margretle ließ sie nie allzulange bei der Arbeit und fing bald zu zappeln und dann zu wimmern und dann zu schreien an. Das machte den Knecht, der nicht die Liebe und Geduld von Vater und Mutter für das Margretle hatte, wild. Der rohe Kerl fing an unflätig zu fluchen und über das feine, zarte Margretle zu schimpfen. Das tat Annemarie weh, und sie ging mit dem Liebling wieder ins Haus hinunter und ließ Johannes und den Knecht allein in der Sandgrube.

Aber Johannes mußte noch stärker erfahren, welche Arbeitskraft ihm sein Weib in der Sandgrube gewesen war im vorigen Sommer, als das Margretle noch nicht da war. Dem Knecht war das Sand schaufeln zu schwer. Eines Tages warf er die Schaufel weg und sagte, er sei für die Landwirtschaft gedungen worden und nicht für die Sandgrube. Der Bauer solle einen Italiener einstellen, der könne in der Erde schaffen, er nicht. So sich der Bauer nicht damit begnügen wolle, ihn mit dem Fuhrwerk den Sand zu den Maurern fahren zu lassen, dann müsse er eben gehen. Ein Roßknecht sei er, kein Erdarbeiter.

Anfänglich kochte es in Johannes. Er wollte den Kerl packen und zur Sandgrube hinauswerfen. Aber er besann sich noch zur rechten Zeit, daß es klüger sei, gute Worte zu gebrauchen. So sagte er denn, seinen Groll verbeißend: „So fährst du eben mit dem Fuhrwerk, und der Bauer und sein Weib schaufeln.“

An diesem Abend kam Johannes mißmutig zu seinem Weibe heim. Als sie wie sonst ihm das Margretle auf den Arm legen wollte, daß er es herzen und küssen solle, wie er es jeden Abend zu tun gewohnt war, da machte er eine abweisende Bewegung und sagte mürrisch: „So kann es nicht

weiter gehen, Annemarie! Du mußt wieder mit in die Sandgrube und das Margretle eben schreien lassen, bis ihm das Maul weh tut. Mit fremden Leuten ist nicht gut haufen. Wenn es so weiter ginge, müßte ich dem Kind gerade so viel Schulden hinterlassen, wie mein Vater mir hinterlassen hat. Und das darf nicht sein. Ich meine, ich schicke den Kerl, den Knecht, wieder fort. Was meinst du?"

"Du, was du für gut hältst, Johannes, ich will tun, was ich kann; aber das Margretle darf keine Not leiden darob. Zuerst das Kind und dann die Sandgrube. Ich meine überhaupt, du hast etwas zu große Hoffnungen auf die Sandgrube gesetzt."

"Annemarie," sagte darauf Johannes laut und unfreundlich, "das verstehst du nicht. Ich sag', die Sandgrube ist es, die uns schuldenfrei machen muß und nichts anderes. Und von morgen an gehst du einfach wieder mit."

Mit starker Betonung hatte er diese letzten Worte ausgesprochen und deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er an seinem Entschluß nicht rütteln lasse. Und nun stand er in seiner ganzen langen, brutalen Größe vor Annemarie und wartete auf eine Antwort auf das, was er zuletzt wie einen Befehl seinem Weib so hart ins Gesicht gesagt hatte. Aber Annemarie schaute ihn nur groß an mit den Augen, die so lieb und weich blicken konnten, und fand keine Worte. Sie war in der innersten Seele erschrocken ob seiner barschen Rede und noch mehr erschrocken über den harten eisigen Ton, mit dem er soeben zu ihr gesprochen hatte. Das war etwas Fremdes, das war noch nie gewesen, seit das Kind, das Margretle da war, und vorher auch nicht.

Sie stand und sann und sann. Und je länger sie nachdachte, desto gewisser wurde es ihr, daß etwas Aehnliches schon einmal gewesen sei, ganz zu Anfang ihres Liebeslebens, als sie zum erstenmal dieses Haus betreten hatte, in dem sie nun schon den zweiten Sommer Frau und Herrin war. Diesen Ton in seiner Stimme hatte sie schon einmal gehört und heute zum zweitenmal.

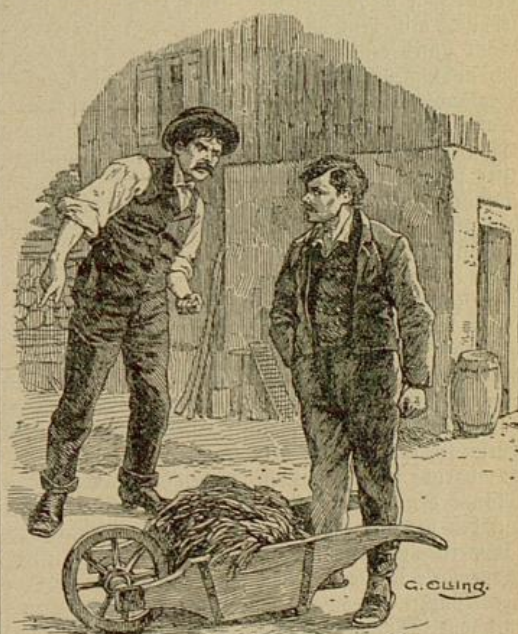
Eine furchtbare Angst stieg in Annemaries Seele auf. Wie, wenn sie diese Stimme zum dritten und viertenmal und noch öfter hören müßte? Was dann? Und wie diese Angst sich ihrer bemächtigte, wuchs in ihrem Innern die schreckliche Gewißheit empor, daß so, wie er sich damals und heute gezeigt, sein ureigenstes Wesen sei, von Vater und Mutter ererbt.

Diese Gedanken durchzuhren blitzschnell das Gehirn des Weibes und ließen auf dem sonst so liebevollen Gesicht Annemaries einen Zug von herber Bitternis zurück. Immer noch fand sie keine Widerrede auf seinen lauten befehlenden Ton, und immer noch blickten die großen braunen Augen starr auf den großen Mann vor ihr.

Wenn sie nur ein widerhaariges Wort geredet und dem Mann in seiner Erregung Anlaß gegeben hätte, sein Innerstes auszuschütten. Da sie aber schwieg, weil ihr Hals und Kehle wie zugeschnürt

waren ob der rauhen, lieblosen Art ihres Mannes, sagte Johannes ihr Schweigen als Trost auf, und sich noch mehr in seinen Groll hineinsteigernd, schrie er: "Hast du mich nicht verstanden, Weib, oder willst du mich nicht verstehen? Das sag' ich dir: eine Faulenzlerin als Weib kann der Kutishauser nicht brauchen!"

Zornbebend hatte der erregte Mann diese Worte ausgestoßen. Und als es gesagt war, da schien es, als ob er fühlte, daß er etwas Unrechtes getan. Seine Lippen bebten und der große, starke Mann zitterte wie dürres Laub im Herbstwind. Er schien noch etwas sagen zu wollen, daß es nicht so gemeint sei, wie er es ausgesprochen, und daß es eben so seine Art sei, und daß er nichts dafür könne. Er hätte bei Vater und Mutter nichts anderes gehört, als wüßtes Zanken und Schelten, und da sei es ihm eben unbewußt so herausgefahren, wie er es früher oft in diesen vier Wänden gehört habe. Solche Worte schwebten ihm auf der Zunge.



„Mach, daß du fortkommst, schnell. — nur schnell.“

Wie er aber den stillen, sanften Blick seines Weibes so erschrocken auf sich gerichtet sah, erstarrte ihm das Wort auf den Lippen. Er wandte sich beschämt von ihr ab und schlich zur Tür hinaus in den Stall. Dort traf er den Knecht, wie er eben mit dem Mistkarren in den Hof fahren wollte. Er packte ihn an den Schultern und schüttelte ihn hin und her und sagte grimmig: „Du, Kerl, du bist an allem schuld, du bist der Faulenzer, mach, daß du fortkommst, schnell. — nur schnell!“

Das ließ sich der Knecht nicht zweimal sagen. Er war ohnedies nicht gern beim Kutishauer, dem Schinder. Abgesehen ließ er den Mistkarren stehen und stieg scheltend in seine Kammer hinauf, seine Siebensachen zusammenzupacken. Als er dann mit seinem mit Schnüren und Seilstumpen zusammengebundenen Koffer die Treppe herunterkam, stand der Bauer schon da und streckte ihm den Lohn hin und sagte kein Wort dazu.

Der Knecht aber nahm das Geld, ging ins Wirtshaus im Dorf und erzählte vom jungen Kutishauer, dem Schinder, wie er mit seinem Weib wüst getan und ihn selber fortgejagt habe. Da jagten die Bauern am Tisch: „Gott sei Dank, daß er keine von unsern Töchtern geheiratet hat. Nun kann's die Fremde ausfressen. Zwar schad ist es um das Weib. Sie ist zu fein für den rauhbauligen Kutishauer. Aber sie hat's ja so haben wollen.“

Von diesem Sommertag an war es im Hause am See nicht mehr, wie es vorher war. Kein junges Weib ging mehr singend durchs Haus und lachte fröhlich mit dem Margretle auf dem Arm. Die Bank unter dem alten Weidenknorren vor dem Haus sah nicht mehr drei glückliche Menschen in heiterem Geplauder die schönen Sommerabende verbringen. Dafür aber sah die stille Kammer am Giebel, von wo man weithin über den See nach dem jenseitigen Ufer schauen konnte, um so öfter die junge Mutter einsam mit ihrem Kinde trauliche Zwiesprach halten. Da geschah es oft, daß die Tränen der Mutter auf die unschuldigen Neuglein des Kindes niedertropfen. Diese Tränen waren salzig und bitter und taten den Neuglein des Kindes weh, daß es zu weinen anfang, wenn die Mutter sich über das Margretle beugte und es küssen wollte. Da unterdrückte Annemarie die Tränen um des Kindes willen, daß sie dieses eine, das ihr geblieben war, nicht auch noch verliere.

Die Leute im Dorf sahen Johannes Kutishauers Weib jeden Tag mit dem Kinderwägelchen in die Sandgrube fahren, wo sie schweigsam neben ihrem Manne den Sand durch das Drahtsieb schüttete und auf den bereitstehenden Wagen lud. Das Margretle jammerte und winselte oft in dem Korbwagen. Aber Annemarie wagte es nicht, nach ihm zu sehen, bevor der Wagen jedesmal vollgeladen und Johannes mit ihm ins Dorf gefahren war. So verächtelt war sie durch das harte, unfreundliche Wesen ihres Mannes.

Es kam nicht mehr vor, daß er laut gegen sie polterte, wie an jenem Abend, als er den Knecht fortschickte. Aber sein mürrisches Wesen ließ sie um so bitterer empfinden, daß er nicht mehr zu ihr war wie früher. Sie fühlte mit jedem kommenden Tag, wie sie sich weiter und weiter voneinander entfernten. Es war kein Zusammenklang mehr in ihrem Leben. Was er mit ihr reden mußte, das sagte er kurz und ohne jenen Ton in der Stimme, der ihr gezeigt hätte, daß er als Gatte zu seinem Weibe rede. Sie fühlte sich nur noch als Magd im Haus, die dazu da sei, dem Manne zu dienen nach seinen Bedürfnissen.

So ging der Sommer hin und der nebelige Bodenseewinter. Außerlich änderte sich nichts im Leben der Ehegatten. Aber innerlich glitten sie immer weiter und weiter voneinander fort.

In diesem Zustand gab Annemarie, als die Knospen sprangen, einem zweiten Kinde das Leben. Es war wieder ein Mädchen, ein rechtes Schmerzenskind. Johannes mußte zum Arzt in die Stadt fahren. Die Frau schwebte etliche Tage zwischen Leben und Tod, und als sie nach Wochen wieder aufstehen konnte, war ihr Leib recht elend und hilflos, so daß selbst der harte, rauhe Mann einiges Mitleid mit ihr hatte und beim Beginn des Sommers ihre Anwesenheit in der Sandgrube nicht mehr wünschte.

Das Mädchen nannten sie Trud. Annemarie hatte viel auszustehen mit ihm. Nachdem ihr sein Kommen beinahe das Leben gekostet hatte, weinte es viel und war überhaupt ein recht armeliges, tränkliches Geschöpfchen. Annemarie sagte oft zu ihm: „Ich meine, du hättest all meine Tränen geschluckt, die ich im verfloßenen Jahr vergossen hab', und müßtest sie nun wieder herausmeinen aus deinen kleinen Neuglein, du Schmerzensstrud.“

Johannes war mürrischer und verschlossener als je. Nun sein Weib so schwach war und die beiden Kinderchen den ganzen Tag an ihr hingen, war sie kaum imstande, die Arbeit in Haus und Stall zu bewältigen. Von Mithelfen in der Sandgrube konnte keine Rede mehr sein. Krankheit von Weib und Kind hatten viel Geld gekostet und das schmerzte den Bauern furchtbar. Er sagte es zwar nicht offen heraus. Aber Annemarie fühlte es deutlich, wie er sich kränkte, als er die harten Taler für Arzt und Apotheke auf den Tisch zählte. Das schöne Geld, das er im Schweiß seines Angesichts aus der Sandgrube gezogen und das schon auf Markt und Pfennig bereit lag, um ein Stück von der Schuld bei der Sparkasse zu tilgen! Und nun war alles Rechnen und Zählen umsonst gewesen; das Geld holte ein anderer, an den er nicht gedacht hatte. In sieben Jahren hatte er schuldenfrei sein wollen. Und nun hatte er eins von diesen sieben Jahren schon umsonst gearbeitet.

Wie er so am Tisch saß und das Geld zählte für diejenigen, an die er nicht gedacht hatte, bemerkte Annemarie zum erstenmal etwas an ihm, das sie früher nicht beachtet hatte. Zum erstenmal fand sie in seinem Gesicht eine Ähnlichkeit mit den Zügen der alten toten Kutishauerin, die als böses, geiziges Weib im Dorfe verschrien war und von der die Leute noch sagten, daß sie jeden Handwerksburschen, der fehlend bei ihr ankehrte, mit unsäglichem Geschimpf vom Hof gejagt habe. Annemarie hatte dieses Weib kaum gekannt. Aber als sie heute ihren Mann aufmerksam betrachtete, wie er die harten Taler durch die Finger gleiten ließ, erinnerte sie sich wieder lebhaft an die Züge jenes Weibes, das vor Jahren in diesen Räumen gehaust und den Geizteufel durch alle Stuben und Kammern des alten Hauses getrieben hatte. Und der Geist dieses Geizteufels war auch

in ihren Johannes gefahren oder hatte schon lange in ihm geschlummert und war nun lebendig geworden, so lebendig, daß der Bauer Weib und Kind vergaß, und sein ganzes Sinnen und Trachten einzig an den rollenden Talern hing.

Für die Sommermonate mußte Johannes wohl oder übel wieder einen Knecht einstellen. Denn allein konnte er die Sandgrube nicht umtreiben. Er ließ den Knecht mit dem Sand zu den Mauern fahren und wühlte selbst in der Grube vom frühen Morgen bis zur untergehenden Sonne. Die Leute im Dorf nannten ihn einen Schinder, und die Knechte, die oft bei ihm wechselten, sorgten redlich dafür, daß seine Geldgier in die Mäuler der Leute kam. Johannes Rutishausen aber ließ die Leute reden, was sie wollten, bohrte in seiner Kiesgrube tiefer und tiefer und häufte im Kasten die harten Taler einen auf den andern. Und als Martini kam und den Bauern im Dorf die Rechnungen ins Haus geschickt kamen und die Sparkasse die Mahnungen schickte, da war Johannes der Mann, der dem Ansturm gewachsen war. Nicht jeder im Dorf kam so glimpflich über den Martinstag hinweg wie der Rutishausen.

So quälte er sich durch die Jahre, während Weib und Kinder neben ihm hergingen, als ob sie nicht zu ihm gehörten. Da Annemarie für die schwere Arbeit in der Kiesgrube nicht mehr taugte und dort nicht mehr mithelfen konnte, fand der Bauer auch keinen Anlaß mehr, sein Weib in seine Pläne und Sorgen einzuweißen. Er ließ sie gewähren in Haus und Stall; auch gab er hin und wieder, wenn ihn die Kiesgrube nicht ganz in Anspruch nahm, einen mürrischen Befehl. Zu einem freundlichen Wort für sein Weib fand er keine Zeit mehr.

Erst als die beiden Kinderchen in die Jahre kamen, wo Mägdlein besonders liebreizend sind, ließ sich Johannes herbei, mit ihnen zu scherzen. Und als die Kinder merkten, daß sie außer der Mutter noch jemand hatten, der zu ihnen gehörte und gut und freundlich mit ihnen war, gewannen sie bald das Herz ihres Vaters, das ihnen bisher wie der Mutter verschlossen war. Annemarie freute sich über diese Wandlung nicht um ihretwillen, sondern wegen der Kinder, die nie erfahren durften, welche Kluft zwischen Vater und Mutter lag.

Als die beiden Mädchen größer und größer wurden und anfangen, in Haus und Feld sich nützlich zu machen, setzte Johannes seine lange gehegten Pläne in die Wirklichkeit um. Als die älteste, das Margretle, aus der Schule entlassen wurde, kaufte er ein zweites Pferd und richtete in der Sandgrube eine Rollbahn ein.

In der Reihe der Jahre hatte Johannes allmählich ein breites tiefes Loch in die Erde gegraben, so tief, daß er mit dem bespannten Fuhrwerk nicht mehr in die Grube hineinfahren konnte. So legte er denn eiserne Schienen vom Rande der Grube bis an die tiefste Stelle, wo der Sand gegraben und durch das eiserne Drahtsieb geworfen wurde. Oben am

Rand der Grube stellte er ein Göpelwerk auf, das von den zwei Pferden in Bewegung gesetzt, den schweren eisernen Rollwagen an einem Drahtseil von der tiefsten Stelle der Grube nach oben zog. Das Drahtseil lief auf einer hölzernen Walze, die auf einem starken Gestell von eichenen Balken befestigt war. Die beiden Mädchen hatten große Freude an dieser Erfindung des Vaters, und sie gingen schon



Trud war dem alternden Bauer eine rechte Hilfe.

der Rollbahn zulieb gern in die Sandgrube, besonders die braunlockige Trud, die aus einem schwächlichen Kinde ein hochgewachsenes, starkes Mädchen geworden war.

Als auch die Trud der Schule entlassen war, brauchte Johannes keinen Knecht mehr. Das einstige Schmerzenskind war des Vaters Liebling geworden. Es ging mit in die Sandgrube von früh bis spät und war dem alternden Bauer eine rechte Hilfe. Das zarte, schlankte Margretle dagegen hielt sich mehr an die Mutter, wie es überhaupt ganz das sanfte, weiche Wesen Annemaries ererbt und sich zu eigen gemacht hatte.

Johannes Rutishausen atmete auf. Was er in sieben Jahren nicht erreicht hatte, Hof und Haus schuldenfrei zu machen, das erreichte er jetzt, nachdem die Kinder herangewachsen waren. Als die Trud das sechzehnte Jahr vollendete, trug Johannes den Rest der großen Schuld, die sein Vater trotz der Habsucht der alten Rutishauserin auf Hof und Haus gehäuft hatte, bei der Sparkasse ab. An diesem Tage schien sein mürrisches, rauhes Wesen nicht mehr zu sein. Er nahm die beiden Mädchen mit in die Stadt, wo Jahrmart war, und überließ sie ganz ihrem

unschuldigen Vergnügen auf dem Karussell und beim Kasperletheater. Als sie aber am Abend nach Hause kamen und jedes der Kinder der Mutter ein Jahrmarktskrämchen übergab, da hatte Johannes leere Hände und desto mehr unfreundliche Worte für sein Weib. Er schien überhaupt zwei Seelen zu haben. Gegen die beiden Mädchen war er sanft und gut wie ein Engel, dieweil er gegen sein Weib ein Teufel war.

Annemarie trug das schwer. Trotz aller Lieblosigkeit von seiner Seite hatte sich ihr Herz nie ganz von ihm entfernt. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie diesen rauhen Mann einmal geliebt hatte mit ihrer ganzen Seele. Und es gab Stunden, wo sie einsam zu Hause von ihrem ersten Liebesglück träumte, das so weit, weit zurücklag. Dann kam oft ein heftiges Verlangen über sie, daß es wieder so werden möchte, wie es damals war. Wie schön müßte es jetzt erst sein, wo die Kinder groß waren und sich mit Vater und Mutter erfreuen konnten an einem glücklichen Familienleben. Wenn sie aber in den Spiegel schaute, was selten geschah, und die vielen grauen Fäden an den Schläfen bemerkte, dann schämte sie sich ihrer geheimen Regungen und seufzend kam es von ihren Lippen: „Zu spät, zu spät!“

Johannes schien solche Gedanken, wie sie sein Weib hin und wieder heimsuchten, nicht zu haben. Er hatte auch gar keine Zeit dazu. Die Sandgrube nahm ihn viel zu sehr in Anspruch. Und dann hatte er so viel Freude an den beiden Mädchen, daß er sein Weib gar nicht zu missen schien. Die Kinder waren ihm alles. Es gab keinen Wunsch, den er ihnen versagen konnte. Warum sollte er auch! Sie waren ja so fleißig und so brav, als nur ein Vater es von seinen Töchtern wünschen kann. Sie zeigten für alles Verständnis, was er wollte. Sie schienen ihn ganz zu verstehen. Ueberall, wohin er sie stellte und wohin er sie führte, machten sie ihm Freude und erfüllten sein Herz mit glücklichem Vaterstolz.

Als der Militärverein, dem Johannes als alter Grenadier angehörte, ein Theaterstück gab, da waren es die beiden Rutishausen Mädchen, welche die Hauptrollen spielten. Und als das junge Volk nach dem Spiel zum Tanze ging, da waren es wieder die Rutishausen Mädchen, die am leichtesten über die holperigen Dielen des Dorfwirtshauses flogen. Da leuchteten Johannes Rutishausens Augen hell auf und er freute sich des heiteren Glückes seiner Kinder und baute hochgehende Pläne für ihre Zukunft in seinem Innern auf, wenn sie mit glühenden Wangen und klopfenden Herzen zu Vater und Mutter eilten und mit strahlenden Augen von ihrem Glück erzählten.

Annemarie saß schweigsam neben ihm und freute sich still über das Glück der Kinder. Mit Johannes konnte sie sich nicht darüber aussprechen aus Furcht, etwas zu sagen, was ihm mißfalle. Es war Annemarie oft, als ob er ganz vergessen hätte, daß diese beiden herzigen Mädchen auch ihre Kinder seien, die sie ihm in den ersten Jahren ihrer Ehe mit Schmerzen geboren und unter Sorgen und Mühsal

großgezogen hatte. Als die Kinder klein waren und viele Kümmernisse bereiteten, da hatte sie alles allein tragen dürfen, und jetzt, da sie groß und schön waren und viel Freude machten, wollte Johannes sie ganz für sich haben. Aber die natürlichen Regungen in den Herzen der beiden Mädchen ließen es nicht so weit kommen. Trotzdem Annemarie nie eine Klage über das rauhe Wesen des Vaters äußerte, fühlten die Kinder doch, daß die Mutter unglücklich sei und an einem stillen Kummer franke, dessen Ursache der Vater war. Sie hielten darum innerlich, getrieben von einem Gefühl des Mitleids, mehr zur Mutter, der sie ihr ganzes Vertrauen schenkten.

Im gleichen Frühjahr, als das feine blonde Margreite ihr achtzehntes Jahr vollendete, wurde Johannes Rutishausen in den Gemeinderat gewählt. Sein Wohlstand war gewachsen und sein Ansehen unter den Mitbürgern so gestiegen, daß sie den arbeitsamen und nüchternen Mann trotz seines verschlossenen Wesens der Ehre wert hielten, die Geschicke der Gemeinde mit zu lenken. Er hatte nun das erreicht, was er von Anfang an mit Hilfe seines Weibes hatte erreichen wollen. Aber je näher er seinem Ziele gekommen war, desto weiter hatte er sich von seinem Weibe entfernt, das ihm ehemals als Mithelferin unentbehrlich schien. Und wenn die beiden Mädchen nicht gewesen wären, dann wäre er jetzt gerade so einsam im Leben gestanden wie damals, als er Hof und Haus vom Vater ererbt hatte und allein die Felder umtrieb und allein in der Sandgrube schürfte.

Was er von der Verbindung mit Annemarie erhofft hatte, das war nicht in Erfüllung gegangen durch seine eigene Schuld. Was dieses Weib ihm zu bereiten so reichlich vermocht hätte, das hatte er mit gefühllosem Herzen rauf von sich gewiesen. Und doch wäre es so leicht gewesen, dem schönen Anfang im ersten Jahre ihrer Ehe eine noch schönere Fortsetzung folgen zu lassen, wenn er es nur über sich gebracht hätte, über das Gebiet seiner Sandgrube hinauszuschauen. Das vermochte er nicht. So ging er ganz in dem kleinen Streben auf, aus der Sandgrube Geld zu machen. Und was sich ihm in diesem Streben hemmend in den Weg stellte, das stieß er mit rauher Hand beiseite, so das Schönste und Beste, was ihm gehörte: sein braves Weib. Und was ihn in seiner schnöden Gier nach Geld und Ansehen unterstützte und ihm half beim Erwerb der rollenden Taler, das häßgelte er: so seine beiden Töchter.

So waren Johannes Rutishausens Haare grau geworden und sein Rücken gekrümmt. Er merkte es zum ersten Male, daß er bald zu den Alten zähle, als um die Erntezeit das Margreite und die Trud vor ihn hintraten und ihn um die Erlaubnis baten, mit andern Mädchen und jungen Burschen zum Erntetanz über den See in das Heimatdorf der Mutter fahren zu dürfen. Da standen sie vor ihm in ihrer aufgeblühten Jungfräulichkeit, fast so groß wie er selber, der ehemalige Grenadier. Aus

ihren Augen sprach Lebensfreude und stilles Verlangen nach Frauenglück. So war einmal sein Weib, seine Annemarie, vor ihm gestanden. Gerade so hatte sie ihn angeschaut mit freudiger Hoffnung im Blick. Und heute wußte er kaum noch, daß sie einmal sein Weib geworden war.

Er gestattete den Mädchen gerne das gewünschte Vergnügen. Besorgt mahnte er sie, auf der Ueberfahrt die Plätze im Kahn nicht zu wechseln. Dann eilten die Geschwister, sonntäglich geschmückt, an den See hinunter, wo sie leichten Kahn vom Ufer lösten, den sie gewöhnlich zu Vergnügungsfahrten benutzten. Bald plätscherten die zwei Ruderpaare gleichmäßig ins Wasser und trieben den leichtgebauten Kahn in den sonnenüberglänzten See hinaus.

Es war ein heißer Sommertag gegen Ende August. Die Ernte war zum größten Teil eingeheimst und die Reben reiften unter dem dunkeln Laub einem verheißungsvollen Herbst entgegen. Da und dort löste sich aus dem Ufergebüsch ein Boot, mit jungen Menschen besetzt. Die fuhren singend zum Erntetanz über den See. Auch Margretle und Trud konnten nicht schweigen bei all der Schönheit und Lebensfreude ringsum. Zum Takte der Ruderschläge sangen sie, bis der Kahn am jenseitigen Ufer ans Land stieg.

Zuerst besuchten sie im Dorf die Großmutter, die in ihrem Altenstübchen unter dem offenen Fenster saß und träumend auf die Tanzmusik horchte, die vom Wirtshaus herüberklang. Aus dem Handkörbchen legten sie der Großmutter die Eier auf den Tisch, welche die Mutter ihnen mitgegeben hatte, und dann erzählten sie dem heiteren, alten Weibchen, wie es drüben überm See bei den Kutishausen ginge und wie sie sich freuten, die Großmutter bald zu einer Hochzeit einladen zu dürfen.

Da lächelte das alte Großmütterchen und schaute eins ums andere der Mädchen fragend an und sagte schelmisch: „Und wer von euch beiden wird mich wohl zuerst einladen?“

Die Mädchen lachten sich verstoßen zu und eins deutete mit den Fingern auf das andere, und das Margretle sagte: „Die Trud wird die erste sein.“ Und die Trud wehrte ab und sagte: „Nein, das Margretle kommt zuerst dran; sie ist die ältere.“

So zankten sie eine Weile scherzend hin und her, daß die Großmutter irre wurde und schließlich sagte: „So, jetzt macht, daß ihr zum Tanz kommt. Hört ihr nicht die Musik, Kinder?“

Sie ließen die Großmutter allein, die sich wieder unter ihr rebellaubtes Fenster setzte, und eilten ins Wirtshaus hinüber, von wo die Walzermusik so verlockend herüberschmetterte. Da waren viele Bekannte von drüben überm See, Mädlein und Burschen. Die saßen alle geschlossen an einem großen Tisch. Kaum hatten Margretle und Trud den Saal betreten, da eilten schon zwei junge Männer herbei und führten die flotten Tänzerinnen in den wilden Ringelreihen.

Sie tanzten bis in den schwülen Abend und die späte Nacht. Alle Fenster der großen Wirtshaus-

stube standen sperrweit auf. Aber es kam keine abendliche Kühle herein.

Ueber den See vom Hegau her wetterleuchtete es schon lange. Man fühlte, daß ein Gewitter im Anzug sei oder doch in der Nähe vorüberziehen müsse. Aber es kam nicht. Immerfort bligten die Wetterlichter am Horizont auf und verschwanden wieder auf längere Zeit. Kein Donner war vernehmbar.

Die vom See herübergekommen waren, warteten lange auf das Kommen des Wetters. Aber als es gegen Mitternacht ging und die Nacht immer noch so still war wie der Tag und der Abend gewesen, da entschlossen sie sich zur Ueberfahrt.

In den leichten Kahn zum Margretle und zur Trud gesellten sich zwei junge Burschen, welche die Ruder kräftig schlugen. Die übrige Gesellschaft fuhr in zwei großen, schweren Fischertähnen. Singend stießen sie vom Ufer.

Bald aber verstummte der frohe Gesang. Das drohende Murren eines fernen Donners kam über das Wasser her gerollt, getrieben von einem sanften Windstoß. Die jungen Leute in den Kähnen sahen, wie der ruhige See sich zu kräuseln anfing. Wieder rollte der Donner vom Hegau her und ein stärkerer Windstoß blies das Wasser des Sees zu plätschernden Wellen empor. Stärker und heftiger kam der Wind, nicht mehr stoßweise, sondern mit andauernder Heftigkeit. Und wieder rollte ein Donner von den Bergen her, über deren Gipfel grelle Blitze den Horizont erhellten.

Und dann kam der Sturm geflogen und wühlte das dunkle Wasser zu mächtig heranstürmenden Wogen empor, auf denen der weiße Gischt im grell aufleuchtenden Blichlicht wie Silber glänzte.

Die Mädchen in den Kähnen sagten mit weinerlicher Stimme: „Der See wirft Schäfchen.“ Die jungen Burschen aber griffen, der Gefahr wohl bewußt, mit eisernen Armen in die Ruder. Die beiden großen Fischertähne durchfurchten mit Mühe und Not die hochgehenden Wogen. Aber der leichte Kahn, in dem sich die Töchter Johannes Kutishausers mit den beiden Burschen befanden, schaukelte wie eine Rufschaale auf dem wild bewegten Wasser. Die beiden jungen Männer waren geübte Ruderer und mit den Fährnissen des Sees wohl vertraut. So fuhren sie denn nicht quer über den See, sondern dem heranstürmenden Wasser entgegen, um den Kahn nicht in die Gefahr zu bringen, von den in die Seite fallenden Wellen umgeworfen zu werden. Das glückte ihnen gut bis auf die Mitte des Sees, wo das leichtgebauete Boot der Gewalt des Sturmes nicht mehr gewachsen war. Einer der Burschen zog, entweder aus Müdigkeit, oder weil seine Aufmerksamkeit nachließ, das Ruder auf einer Seite weniger stark, und im selben Augenblick kam eine breite, mächtige Woge mit weißen Schäfchen auf dem Rücken herangebraust, packte den Kahn von der Seite und warf ihn um.

Die vier Menschen fielen mit lautem Geschrei in den empörten See und suchten schwimmend den umgewor-

fenen Kahn zu erfassen, an den sie sich in ihrer Todesangst klammerten und laut um Hilfe riefen. Die in den beiden großen Fischerkähnen kamen mühsam herangerudert und zogen zuerst die Trud in den einen Kahn und die beiden Burschen in den andern. Dann riefen sie aus den beiden Kähnen einander zu, wo des Rutishausers Margretle sei.

Sie war nicht in dem einen und nicht in dem andern Kahn. Die Trud schrie grell in die Wetternacht hinaus: „Margretle, Margretle!“ Und einer der Burschen, die mit den beiden Mädchen in dem leichten Kahn gewesen waren, schlug die Hände vors Gesicht und stöhnte herzzerreißend: „Margretle, Margretle, mein Lieb!“ Aber keine Menschenstimme gab Antwort. Nur die Wellen schlugen noch wilder an die Seiten der Kähne und die Donner rollten noch lauter über den nächtlichen See her. Und dann flatschte ein heftiger Gewitterregen hernieder und überflönte jedes andere Geräusch weit und breit.

Weitab vom Dorf landeten die zwei Kähne mit den jungen Leuten, die durchnäßt bis auf die Haut,



Ele in den beiden Fischerkähnen kamen mühsam herangerudert.

bleich und zitternd vor Schreck, das feste Land wieder unter ihren Füßen fühlten.

Eine aber war nicht unter ihnen. Des Rutishausers Margretle war verschwunden in dem nächtlichen Graus.

Am andern Morgen fischten sie das leer auf dem See herumtreibende Boot auf und gegen Abend zogen sie nach vielem Suchen das schöne blonde Margretle naß und tot aus dem See.

Johannes Rutishausen stand bleich und fahl vor der schönen Leiche seiner Aeltesten, die er gestern in blühender Jugendlust zum Tanz entlassen hatte. Das sanfte, heitere Margretle war tot. Er konnte es fast nicht fassen, daß es Wirklichkeit sei, und zermarterte sein Gehirn mit Bormürsen, weil er die Mädchen in dem leichten Kahn über den See fahren ließ. Verzweifelt fuhr er mit den schwieligen Händen durch sein graues, buschiges Haar und stöhnte laut vor Schmerz über den Tod des geliebten Kindes.

Noch mächtiger griff der Tod des Margretle Frau Annemarie ans Herz. Noch mehr als der Vater hatte sie verloren. Das Margretle war dasjenige der beiden Mädchen gewesen, welches am meisten an der Mutter hing. War es doch in seinem ganzen Tun und Sein die zweite Annemarie gewesen, gerade so weich und sanft und gerade so gut im stillen wie die Mutter selber.

Annemarie weinte viele Tränen in diesen Tagen. Aber keine einzige von ihnen bekam Johannes zu sehen. Sie trug den gemeinsamen Schmerz für sich, still und wortlos, wie sie bisher ihren eigenen Kummer auch für sich getragen hatte. So litt ein jedes der beiden Gatten doppelt, weil keines das andere hatte, dem es sich hätte mitteilen und an dem es sich hätte aufrichten können. Besonders Johannes mußte sich gar nicht mehr zu helfen. Er, der gewohnt war, über alles rauh hinwegzuschreiten, dem alles bisher geglückt war, was er begonnen, sah sich plötzlich einem Ereignis gegenüber, dem er seelisch nicht gewachsen war.

Nur Gutes und Liebes hatte ihm dieses Mädchen getan, das jetzt stumm und tot vor ihm lag. Und nun war plötzlich der Tod gekommen und hatte ihm dieses Wesen, von dem er so viel Freude erfahren hatte, mit rauher Hand genommen für immer.

Wie es den harten Mann drückte! Er konnte sich nicht mehr halten. Er mußte zu einem Menschen gehen, dem er es sagen konnte, wie gut und lieb das Margretle gewesen sei. Er mußte es sagen, wie viel Glück ihm das brave Kind bereitet hatte, und wie sehr er es geliebt habe, das zarte blonde Margretle.

Johannes Rutishausen dachte an sein Weib. Einen kurzen Augenblick nur. Dann schwand der Gedanke wieder aus seinem Hirn. Nein, der konnte er sich nicht vertrauen. Die war ihm ja fremder als irgendein Weib im Dorf. Wo war sie überhaupt? Er hatte sie noch nicht mit ihm am Totenbette des Kindes gesehen.

So ging er denn zu dem Kleinod, das ihm noch geliebt war, zur Trud. Der wollte er sagen, was ihm so schwer auf der Seele lag, und was ihn würgte und drückte. Aber was er redete, das redete er zu einem Kinde, das noch nicht reif genug war, um den Schmerz eines Vaters und eines Mannes zu begreifen.

So stand Johannes allein mit seinem Kummer und war einsamer als je. Als die sechs weißen Jungfrauen das tote Margretle aus dem Hause trugen, da ging er neben seinem Weib und neben

der Trud. Es war ihm aber, als schritte er als einziger hinter dem weißen Sarge her. Und als sie den toten Leib des Margretle mit Singen und Beten begraben hatten und Johannes allein seiner Behauung zuschritt, da war es ihm gerade so ums Herz wie vor zwanzig Jahren, als er nach dem Begräbnis des Vaters in sein leeres Heim zurückgekehrt war.

Es war sehr still geworden im Hause am See. Die Trud, die so gern lachte und scherzte, hatte keine Gespielin mehr. Schweigsam ging sie Tag für Tag mit dem Vater in die Sandgrube und nahm die schwere Arbeit wieder auf, die wegen Margretles Tod einige Wochen geruht hatte. Es wollte aber gar nicht mehr so leicht gehen wie früher. Die schwere Hacke schien noch schwerer geworden zu sein und der Sand noch steiniger und feuchter als ehemals.

Auch Johannes schien es so. Sonst hatte er oft mit stillem Lächeln dem Gepolter der beiden Mädchen zugehört und hatte seine Arbeit getan, ohne zu fühlen, daß es etwas Schweres sei, was er Tag für Tag verrichtete. Aber seit das Margretle nicht mehr war, und die Trud nicht mehr lachen konnte wie ehedem, wollte keine rechte Freude über ihn kommen.

Auch sein Eifer und seine Begeisterung für die Sandgrube hatten merklich nachgelassen. Wenn er täglich nur mit drei oder vier Wagen ins Dorf fuhr statt mit sieben oder acht wie früher, so kränkte ihn das gar nicht. Er ließ überhaupt alles gehen, wie es ging.

Die Maurer im Dorf fingen zu schelten an und sagten, wenn er so weiter mache und alle fünf grad sein Liege, so mühten sie ihren Sand von anderswoher beziehen. Johannes Kutishanser kümmerte sich nicht viel um diese Drohung. Er ließ den Dingen ihren Lauf, bis sie nicht mehr liefen. Und dies Ereignis trat ein.

An einem nebeligen Herbsttage, als sie wie sonst in der Sandgrube waren und mit Hilfe des Göpelwerks den schwerbeladenen Kollwagen aus der Grube zogen, sagte die Trud: „Vater, das Drahtseil knarrt so, ich glaube, es schreit nach einem neuen.“

Johannes hörte es und sagte: „Ja, Mädchen, du hast recht. Wenn ich in die Stadt komme, will ich ein neues besorgen.“

Tage vergingen, Wochen vergingen. Johannes Kutishanser kam nicht in die Stadt. Das Drahtseil knarrte weiter.

Und wieder zog das Göpelwerk an einem nebeligen Novembermorgen den Kollwagen mit Sand beladen nach dem Rande der Grube hinauf.

Das Drahtseil knarrte.

Johannes stand oben und trieb die Pferde, die den Göpel zogen. Die Trud stieg langsam und nachdenklich den steil ansteigenden Schienenweg aus der Grube herauf, die Schaufel auf den starken Schultern tragend.

Da — riß das Seil, die Pferde standen still auf einen Schlag, und der schwere, sandbeladene eiserne Kollwagen fauste den steilen Schienenweg in die

Grube hinab und schmetterte die nichtsahnende Trud in den Grund der Grube und begrub das Mädchen unter sich.

Und oben stand Johannes Kutishanser unbeweglich und starr neben seinen Pferden und sah, wie der rollende Wagen in die Tiefe surrte und sein einziges, sein letztes Kind zudeckte, daß auch nicht ein Faden seines Gewandes sichtbar blieb.

Wie ein Wahnsinniger stürzte Johannes in die Grube und versuchte den schweren Karren mit den Händen fortzureißen. Vergebliche Mühe! Mit den Händen fing er an, den Sand aus dem Wagen zu kratzen. Dann griff er nach der Hacke. Auch das ging ihm zu langsam. Er eilte wieder nach oben, riß die beiden Pferde in die Tiefe der Grube und schirfte sie an den abgerissenen Rest des Drahtseiles. Die Pferde zogen an. Es ging nicht. Er schlug wütend mit der Peitsche auf sie ein. Ein Knack und die Stricke brachen, und immer noch lag der schwere, eiserne Wagen und bedeckte die Trud, von der kein Laut zu des Mannes Ohren drang.

Männer gingen im Nebel auf dem nahen Feldweg vorbei. Die rief Johannes an. Sie stüßten das Drahtseil, wo es gerissen war, und zogen mit Hilfe des Göpelwerks den schweren Kollwagen hinauf. Da sahen sie die braunhaarige Trud zerquetscht im Sande liegen und blutend aus einer greulichen Wunde am Kopf. Aus dem starken, sehnigen Körper der Jungfrau war jedes Leben entwichen.

Sie trugen sie tot in das Haus am See.

Johannes Kutishanser war kein Mensch mehr. Das war zuviel in so kurzer Zeit selbst für den rauhen, harten Mann. Im ersten Augenblick wollte er sich ein Leid antun. Er dachte an die Worte der Trud, die sie gesprochen hatte, als das Drahtseil knarrte. Diese Worte verfolgten ihn, wo er ging und stand, und es baute sich eine Anklage in seinem Innern gegen ihn auf, die von Stunde zu Stunde größer und schwerer wurde.

Am selben Tag noch kamen die Gendarmen in sein Haus und verhörten ihn über das Unglück. Er mußte mit ihnen in die Sandgrube gehen und erzählen, wie alles gegangen war. Und am andern Tag kam das Gericht aus der Stadt, und wieder mußte Johannes in die Sandgrube, und wieder erzählte er den Männern, die im Namen des Geseßes gekommen waren, alles, was er mußte, und verschwie nichts und beschönigte nichts. Er zeigte ihnen selber das Drahtseil, wo es gerissen war, und sagte dabei mit verhaltener Stimme: „Es ist schon lange fast durchgeseuert gewesen, und ich hätte schon lange ein neues besorgen sollen. Aber zuerst dachte ich nur daran, möglichst viel Geld aus der Grube zu ziehen. Da kränkte mich die Ausgabe, die ich machen sollte. Und nachher ist mir meine Aelteste tot ins Haus gebracht worden. Da war mir alles verleidet, und ich habe alles hängen lassen. Und nun ist es gekommen, wie es kommen mußte und wie ich es verdient habe. Nehmt mich mit, ihr Herren, und verfahrt mit mir nach dem Geseß.“

Die Gerichtsherrn nahmen den Johannes Nutishaufer nicht mit. Sie ließen ihn allein bei seinem toten Kinde und allein in seiner namenlosen Verzweiflung. Und am dritten Tag, nachdem das Schreckliche geschehen war, trugen die sechs weißen Jungfrauen auch die Trud aus dem Haus am See und betteten ihren toten Leib neben den des Margretle.

Vier Wochen später fuhr Johannes mit dem Dampfboot in die Stadt. Er wußte den Weg genau, den er zu gehen hatte. Vor Jahr und Tag war er, der angesehenere Sandbauer, in demselben Saal des dunklen Gebäudes als Geschworener gesessen, wohin er heute als Angeklagter mit schwerer Schuld beladen seine Schritte lenkte.

Die Strafkammer verurteilte ihn wegen fahrlässiger Tötung zu vier Wochen Gefängnis.

Man hatte keine Zeugen gebraucht und keine Sachverständigen. Johannes Nutishaufer hatte alles wortgetreu erzählt und rückhaltlos seine Schuld bekennt.

Spät kam er heim in der Winternacht. Ein Schneegestöber segte über das Land. Er eilte, so schnell er konnte, dem Haus am See entgegen. Nur heim wollte er, heim. Wie mächtig es ihn trieb nach dem einsamen Haus, wo es doch so still und tot war, seitdem man die Kinder hinausgetragen hatte.

Am Siebelfenster, wo die Mädchen ihre gemeinsame Schlafkammer gehabt hatten, schimmerte ein Licht in die trübe Winternacht hinaus. Er blieb eine Weile vor dem Hause stehen und schaute in Gedanken verjunct nach dem trüben Lichtschein hinaus. Dann raffte er sich auf, ging ins Haus und geradewegs nach der Kammer, aus deren Fenster der Lichtschein kam. Leise öffnete er die Türe und blickte schen in den matterleuchteten Raum, wo an den weißgetünchten Wänden die lustigen Bilder klebten, welche die beiden Mädchen aus Zeitungen geschnitten hatten.

Da standen die beiden Betten der toten Kinder, nur durch einen schmalen Gang voneinander getrennt, aufgemacht und frisch überzogen, als ob sie auf die süßen Schläferinnen warteten. Und mitten zwischen den beiden Betten saß hingekauert Johannes Nutishaufers Weib — seine Annemarie.

Er trat in die Kammer, ohne ein Wort zu sagen, und stand nun vor den beiden leeren Betten seinem Weibe gegenüber. Er hörte ihr leises Schluchzen und sah ihren müden, tränenumflorten Blick schweigend auf sich gerichtet.

Da hielt es ihn nicht mehr. Er tat, was er auf dem Wege von der Stadt nach Hause in seinem Innern zu tun sich vorgenommen hatte. Langsam näherte er sich dem hingekauerten Weibe, streckte beide Hände nach ihr aus und sagte mit tränenersättigter Stimme: „Annemarie, Annemarie, willst du wieder mein liebes Weib sein so wie früher?“

Erstaunt schaute das Weib zu ihm auf und wollte es erst nicht fassen, daß es Johannes sei, der so zu ihr spreche. Als sie aber die Tränen in seinem

gramdurchfürchten Antlitz sah und den traurigen Blick, der ihre Augen suchte, da stand sie auf und fiel ihm mit lautem Weinen an die Brust und sagte unter Schluchzen: „Ich hab' es gewußt, daß es noch einmal in unserem Leben anders kommen mußte. Ich habe es gewußt, Johannes, ich habe es immer still gehofft, daß wir so nicht alt werden



„Annemarie, willst du wieder mein liebes Weib sein?“

und sterben dürfen. Ach, es hat lange, lange gedauert, aber es ist doch noch gekommen!“

„Ja, liebe Annemarie, es hat lange gedauert, bis ich den Weg zu dir wieder gefunden habe, viel zu lange. Verzeihe mir, was ich dir Uebles getan hab' die vielen Jahre hindurch. Ich weiß nicht, was in mir war, daß ich so gegen dich sein konnte. Ein böser Wahn hat mich heimgesucht. Nur Geld wollt' ich erwerben, ein angesehenere Mann werden in der Gemeinde und unsre beiden Kinder wohlhabend und glücklich machen. Und darüber hab' ich dich vergessen, dich, liebes Weib. Und du hättest mir doch allezeit am nächsten stehen sollen. Aber es hat mich böse heimgesucht, wie ich es verdient habe. Und nun hat mich das Unglück zur Einsicht gebracht, daß ich all die langen Jahre, da ich dich von mir gestofen, ein großes, großes Unrecht getan habe.“

„Es soll vergessen sein, Johannes, es soll alles vergessen sein. Willst du, so fangen wir wieder von vorn an. Ich bin mit meinem Herzen nie von dir fortgegangen. Ich habe bittere Stunden durchgekämpft, und wenn die beiden Kinder nicht gewesen wären, hätte ich es wohl nicht überstanden. Aber um ihretwillen hab' ich es getragen bis auf den heutigen Tag, wo du wieder zu mir gekommen bist. Unsere Lieblinge sind tot, und wir sind beide nicht mehr jung. Wir müssen nun fester zusammenhalten

als zu Anfang; denn nun gehören wir erst recht zueinander und müssen es durchkämpfen, dieses Leben, ehrlich und recht als Mann und Weib. Willst du, Johannes?"

Die Stimme des Mannes zitterte vor Erregung: „Ob ich will, du Gute! Ich muß, ich muß. Ich kann nicht mehr anders. Ich bin auf Irrwegen gewesen, Annemarie, und weiß nicht, wie ich darauf gekommen bin. In einem unglückseligen Wahne habe ich die Jahre dahingelebt, welche die schönsten unseres Lebens hätten sein können und durch meine Schuld es nicht geworden sind. Aber noch ist es Tag. Ich will gut machen, was ich verschuldet hab' an den Kindern und am meisten an dir, Annemarie.“

„Das ist vorbei, Johannes. Die Kinder können wir nicht mehr zurückrufen. Aber die Erinnerung an sie soll uns stets gegenwärtig sein, und wenn trübe Tage über uns kommen, dann wollen wir an unsere toten Kinder denken und uns ihr heiteres glückliches Dasein ins Gedächtnis rufen und ihr reines Herz und ihre Liebe uns zu eigen machen. Sie sind von uns gegangen, als ihnen die Herzen am glücklichsten schlugen, und haben nichts gesehen von den Kümmernissen des Lebens. Wer weiß, was ihnen erspart geblieben ist? Denk an uns beide, Johannes, an uns beide, und klage nimmer.“

Johannes umarmte und küßte sein Weib nach vielen, vielen Jahren zum ersten Male wieder und führte sie an der Hand aus der verlassenem Schlafkammer der Mädchen in die freundliche Stube, wo Annemarie die helle Lampe anzündete. Sie genossen nebeneinander sitzend mit glücklich wehmütigem Geplauder ihr Abendbrot, und noch lange strahlte aus den Fenstern des alten Hauses ein heller Lichtschein auf den See hinaus, wo der wirbelnde Schneesturm mit den weißschäumenden Wellen spielte und die Bogen mit eintönigem Getöse gegen die Ufersteine schlugen.

Das Kilberle.

Von Hermine Schützinger.



Zwei Dinge hatten's dem Kilberle sein Lebtag angetan. Das war der Cölestinenbrunnen drunten in der Grueb, vor dem Haus des Bürstenbinders Uffebergle und die Wachtel auf seinem Fensterims. Den Vogel hatte ihm einmal ein Landkudde des Hausherrn geschenkt, und mit dem Brunnen hatte das so seine eigene Bewandnis.

Es soll da nämlich zur Zeit der Christenverfolgung in Rom eine Mutter mit ihren zwei Säuglingen über die Alpen in das Tal geflohen sein, wo heute das Städtchen Laimborn liegt. Damals befruchtete jedoch noch kein Bad das fette Land, und das arme Weib war mit ihrer Last dem Verschmachten nahe. Sie setzte sich auf einen Stein und betete recht inbrünstig um Wasser. Da fingen die beiden Kindlein in ihrem Schoß gar kläglich zu winnern

an, und trotz ihrer eigenen Erschöpfung reichte sie ihnen die Brust. Als sie wieder aufschah, da sprang unter dem Stein eine silberhelle Quelle heraus. Dankefüllt beugte sie sich hinab und trank, und weil sie des Wanderns müde war, so verblieb sie bis an ihr Ende mit ihren Söhnen in dem geschützten Tal. So wurde sie die Stammutter der Stadt Laimborn.

Spätere Generationen klügelten aus, daß das Weib Cölestine hieß und ihre Söhnelein Severin und Blasius, und in einem lustigen Zeitalter stifteten die Laimborner der Cölestine und ihrem Nachwuchs einen Brunnen in der Grueb, justament an der Stelle, wo der Bach herausgegurgelt sein soll. Der Künstler aber machte aus der keuschen Christin eine lächelnde Kokotodame, aus deren Brust zwei lebendige, runde Wasserstrahlen schießen, und der Severin und der Blasius, das sind spliternackte, dicke Amoretten geworden, die auf einem Delphin herumreiten und die fleischigen Hände zu dem Wasser hinausstrecken.



Wenn er abends am Brunnen stand, dann konnte man oft bemerken, wie er die Lippen bewegte.

Jahrzehntelang gingen die guten Laimborner ruhig daran vorbei und freuten sich über die Cölestine, der sie gern den Zunamen „Santa“ verschafft hätten, wenn sie nicht durch und durch eine überzeugte protestantische Gemeinde gewesen wären. Aber die Zeiten ändern sich, und die Laim-

borner wollten auch nicht zurückbleiben. Wenigstens hatten sie die gute Absicht.

Das Kilberle kam wohl als einer der letzten nachgetrottelt. In seinem Kopf war es nie sauber zusammengekehrt, meinte der Bürstenbinder Uffebergle, aber er hatte ihn doch aus Gnad und Barmherzigkeit als Gehilfen in sein Haus in der Grueb genommen. Eigentlich hieß er Wendelin Kilber, doch das stand bloß im Kirchenbuch zu lesen. Sonst war er für ganz Laimborn „das Kilberle“.

Er gehörte nicht mehr zu den Jungen, aber er war immer schwächlich geblieben und hatte einen hatschenden Gang angenommen. Sein Haar spielte stark ins Fuchsvrote hinüber und das eine Auge stand etwas schief. Doch lag über dem beschränkten Gesichtsausdruck eine herzensgute Offenheit. Mit der Cölestine lebte er wie gesagt in der größten Eintracht. Wenn er abends mit den zwei blauen Steingut-